

Münchener Universitätsschriften
Münchener Komparatistische Studien
Herausgegeben von Hendrik Birus
und Erika Greber
Band 5

Intermedium Literatur

*Beiträge zu einer Medientheorie
der Literaturwissenschaft*

Herausgegeben von Roger Lüdeke
und Erika Greber



WALLSTEIN VERLAG

Zur Intermedialität des Bewusstseins

Die Hauptthese, die im Folgenden theorie- und beispiel-orientiert erprobt werden soll, lautet: Medienproduktionen lassen sich zwar verhältnismäßig leicht hinsichtlich ihrer Monomedialität, Multimedialität bzw. Intermedialität bestimmen, hingegen ist die Rezeption aller Medien, ist also auch die Rezeption der sogenannten monomedialen Medien von vornherein multimedial bzw. intermedial. Wir gehen von der Grundannahme aus, dass das rezipierende Bewusstsein ›ganzheitlich‹ prozessiert, dass sich Bewusstsein also potentiell immer auf alle Wahrnehmungsmöglichkeiten, alle ›Sinne‹ (und dabei u.U. sogar mehr als nur ›fünf‹) bezieht. Mehr noch: Die grundsätzlich multi- und intermedialen Konstellationen auf der Seite des rezipierenden Bewusstseins lassen zusätzlich Zweifel aufkommen, dass die diesbezüglichen Beschreibungen der Medienprodukt-Seite zutreffen. Auf der Produktionsseite mag es noch Sinn machen, zwischen ›Multimedialität‹ und ›Intermedialität‹ zu unterscheiden, wobei ›Intermedialität‹ der Tendenz nach jene Phänomene betreffen würde, die innerhalb eines dominanten Mediums weitere Medien bearbeiten, jedoch für die hier vorgelegten Ausführungen, für den Versuch einer radikalisierten Rezeptionsästhetik, ist die Unterscheidung zwischen ›Multimedialität‹ und ›Intermedialität‹ nicht mehr konstitutiv, im Gegenteil: Unter der Perspektive von ›Multimedialität‹ und ›Intermedialität‹ ist im rezipierenden Bewusstsein nichts mehr so wie es im anfänglichen Medienprodukt einmal war.

... *im Hinblick auf Beispiele (1):*

Schriftliche und mündliche Texte ermöglichen visuelle, akustische, haptische und olfaktorische Erfahrungen, auch außerhalb der Erfahrungen von Schrift und Stimme, von Papierbeschaffenheit und Papiergeruch. Der Geschmack und der Geruch des mit M. Proust berühmt gewordenen Gebäcks »Madeleine« kann auch einem Leser, der nichts in der Hand hat außer einem Text und der nichts im Mund hat, das Wasser im Mund zusammenlaufen lassen. Ein Kochbuch macht mit Wort und Bild durchaus konkret Appetit, obwohl ja nichts vorhanden ist, was sich essen ließe. Einzelne Bilder aus Malerei und Fotografie können durchaus weitere Sinne als nur den Sehsinn irritieren, etwa das Gehör, zum Beispiel dann, wenn die Fotografie einen Pianisten vor einem hingerrissenen



Abb. 1: M. A. Oserski: »Das Konzert«

Publikum abbildet (siehe Abb. 1). Es soll allerdings hauptsächlich gezeigt werden, dass es einer solchen expliziten Thematisierung weiterer Medien in solchen Medien wie Sprache oder wie Malerei und Fotografie gar nicht bedarf, um auf der Rezeptionsseite weitere Sinne als nur den im jeweiligen Medium dominanten Sinn ins Spiel zu bringen. Die Abbildung von Heu bzw. genauer gesagt: die Rezeption dieser Abbildung kann das Heu auch ›riechen‹ und die Blätter eines gemalten oder fotografierten Baumes kann man nicht nur sehen, sondern gewissermaßen auch ›rauschen‹ hören, zumal wenn sich der Baum im unsichtbaren Wind biegt. Die Fotografie, die als zweidimensional und augenblickhaft gilt, kann im rezipierenden Bewusstsein durchaus und ganz leicht zur Vorstellung von Bewegungen im Raum und in der Zeit führen, gerade auch deshalb, weil wir die Bilder selbst nie als Momentaufnahme anhalten können, weil wir den Moment grundsätzlich und unvermeidlich in Zeit und Raum hinein ausdehnen; gerade in der Stilllegung wird Bewegung zeichenhaft symbolisiert (siehe Abb. 2: Fotografie eines Autounfalls in genau dem Augenblick, da der Wagen Fahrer und Beifahrer herausschleudert).

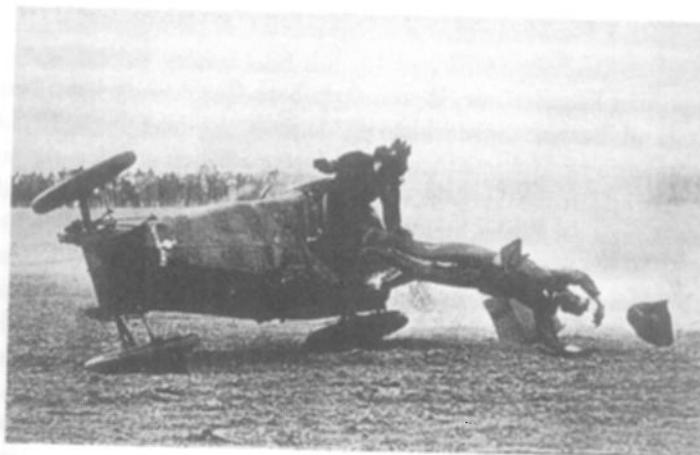


Abb. 2: »Der gefährliche Augenblick«



Abb. 3: Anna und Bernhard Blume, »Himmelfahrt«

... zur *Unabhängigkeit des Bewusstseins, Erklärungskrisen*

Solange man Gegenstände, Werke, Angebote, Texte weitgehend beobachter- und bewusstseinsunabhängig darstellt, ist man bezüglich der Bestimmung von Multimedialität und Intermedialität auf der »sicheren Seite«; das erklärt das Fortleben werk-orientierter Methoden wider das bessere Wissen der Beobachter-Abhängigkeit von Gegenstands-Beschreibungen. Wenn man allerdings Rezeptionsaussagen treffen will, wenn man Wirkungen, Effekte zu erklären versucht, dann gerät man in eine vergleichsweise offene Situation. Multimedialität und Intermedialität lassen sich jetzt nämlich grundsätzlich nicht mehr parallel zu den Konstellationen erfassen, die auf der Produktseite vorherrschen (mögen).

Medienwirkungstheorien müssen ja vor allem fähig sein, die in zahllosen Beispielen belegten Kommunikations-Krisen der Medienpraxis zu erklären. Kein neuerer theoretischer Ansatz wird ja noch behaupten wollen, alle Medien vermittelten etwas von einem »Hier« nach einem »Dort« auf dem Weg über reibungslos funktionierende Übertragungskanäle. Bilder und Texte zeigen stets mehr als das, was auf ihnen zu sehen oder zu lesen ist. Und auch der folgende Satz gilt: Bilder und Texte zeigen stets auch weniger als das, was auf ihnen zu sehen oder zu lesen ist. Das Bewusstsein wählt also aus, schwächt ab und verstärkt, lässt weg und fügt hinzu. Die Tatsache, dass in den vermeintlichen »Kanälen« andauernd etwas spurlos verschwindet (»Wie konntest Du das nur überhören?«) bzw. wie aus dem Nichts herbeigezaubert dazu kommt (»Das habe ich überhaupt nicht gesagt und erst recht nicht gemeint!«), kann auch mit verfeinerten Sender-Empfänger-Modellen und zusätzlich eingebauten, vom »Nutzer« ausgehenden Rückkoppelungsschleifen schwerlich erklärt werden. Wie erklärt man extrem unterschiedliche Rezeptionen des gleichen Produkts? Warum sehen Frauen dieselben Bilder anders als Männer, Alte anders als Junge, Angehörige der gleichen Kultur anders als Betrachter, die aus fremden Kulturen stammen? Warum rührt das gleiche Buch den einen oder die eine zu Tränen, während es die andere oder den anderen vollkommen kalt lässt? Warum macht man im Streit (nicht nur im Streit über Medienereignisse) unter Umständen keinerlei Stich trotz der möglicherweise überragenden argumentativen Qualität der Kommunikation? Warum weichen – umgekehrt – frisch Verliebte in ihrem Urteil über den gleichen Film so gut wie nie voneinander ab? Warum kann man einem Anderen nicht direkt und unverändert übermitteln, was man denkt und fühlt, was man »eigentlich« sagen will? Wie erklärt man, warum Medien weder allein noch in der Hauptsache für Effekte verantwortlich gemacht werden können, die freilich unübersehbar in einem spezifischen

Zusammenhang mit ihnen erfolgt sind: Hunderttausende haben die gleichen Bücher gelesen und die gleichen Filme gesehen, die gleichen Ego-Shooter-Spiele gespielt, und sind weder zu realen Engeln noch zu tatsächlichen Teufeln geworden? Warum schreiten von Millionen Filmbesuchern, die etwa Oliver Stones *Natural Born Killers* gesehen haben, nur äußerst wenige, aber immerhin doch einige zur (Nachahmungs-)Tat?

Die skizzierten Problematisierungen zeigen, in aller Kürze zusammengefasst, dass »Wirkungen« der Medien offenbar keine direkten, keine »richtigen« Wirkungen sind; dass »Vermittlung« keine »richtige« Vermittlung ist und dass auch »Technik« keine »richtige« Technik ist; mit anderen Worten: »Wirkung«, »Vermittlung«, »Übertragung«, »Kanal« oder »Technik« sind höchst problematische Begriffe. Erst mit dem Radikalen Konstruktivismus und der Systemtheorie und deren Rückgriff auf empirische, neurophysiologische Forschungsergebnisse konnte man bei der Beschreibung von Medien und Medienwirkungen die hoffnungslos optimistischen Kommunikationsutopien fallen lassen und mit weiter reichenden Erklärungen vorankommen. Erst in den letzten Jahren kam es zu beträchtlichen Verbesserungen gegenüber früheren Versuchen, sowohl was die theoretische Konsistenz anbelangt als auch was die Erklärungsmöglichkeiten hinsichtlich der Medienpraxis betrifft. Allerdings bleibt eine elaborierte und allgemein akzeptierte Medientheorie vorerst weiter unabsehbar. Nach wie vor fehlen gerade auch Beschreibungen der Praxis des neuen, multimedialen, intermedialen Zeichengebrauchs. Es fehlt ein umfassendes, ganzheitliches Konzept der alten und neuen Seh-, Sprech-, Schreib-, Hör- und Denkweisen.

In dieser schwierigen, komplizierteren Erklärungslage war es ein ebenso eleganter wie genialer Vorschlag des Konstruktivismus und der Systemtheorie, zu behaupten, es passiere eigentlich gar nichts zwischen Angebot und Wirkung, zwischen Produktion und Rezeption, zwischen »Kommunikation« und »Bewusstsein«, jedenfalls nichts im Sinne von Übertragung, Transport, Informationsaustausch, es passiere nichts im Sinne von Informations-Übertragung. Wahrnehmen und Erkennen ergebe sich nicht aus einem Zugriff auf Außenwelt, auf Realität, auf Gegenstände, auf Medienprodukte, sondern sei ein ausschließlich systeminterner Prozess, der zwar von außen angestoßen, keinesfalls aber von außen determiniert werden kann. Deshalb lassen sich die multimedialen bzw. intermedialen Konstellationen auf der Kommunikations-Seite mit denen auf der Seite des Bewusstseins nur sehr bedingt vergleichen. Bei aller notwendigen, bei aller willkommenen/verpönten Affizierbarkeit durch Medien – das Bewusstsein bleibt in zentraler Hinsicht unabhängig. Medien-Kommunikationen können bedauerlicherweise oder erfreulicherweise vom Bewusstsein

grundsätzlich gar nicht direkt übernommen werden, sondern werden in stets »eigenwillige« Bewusstseinsprozesse übersetzt. Beschreibungen der Medien-Produktseite liefern allenfalls notwendige, keinesfalls aber hinreichende Bausteine bei der Erfassung von Mediennutzungen.

Für die Charakterisierung eines rezipierenden Bewusstseins kann man freilich (sofern man sich nicht auf empirische Forschungen stützen kann) zunächst nur »Unterstellungen« anbieten. Bewusstsein ist unbeobachtbar. Immerhin lassen sich solche Unterstellungen plausibilisieren. Zwar lässt sich die abstrakte Trennung zwischen Produktion und Rezeption, genauer gesagt: zwischen »Kommunikation« und »Bewusstsein« nicht sogleich beispielhaft beobachten, aber die konkreten Folgen dieser Trennung zeigen sich allerorten. Sie sind, wie schon skizziert, so gravierend, dass umgekehrt eine vorausgehende theoretische Fundierung solcher Auswirkungen unerlässlich geworden ist. Im Übrigen kann eine verstärkte Orientierung an dem, was die härteren Wissenschaften (von der Psychologie bis hin zur Hirnforschung) über Medienwirkungen sagen (und inzwischen oft auch zuverlässig sagen können), bestimmte Unterstellungen über das rezipierende Bewusstsein weiter plausibilisieren und viele der puren Mythen über Medienprodukte und die ihnen zugeschriebenen Eigenschaften korrigieren, die ja immer noch verbreitet sind.¹

Während zumeist von den Unterschieden der einzelnen Zeichensysteme, von den Unterschieden der einzelnen Medien ausgegangen wird und dann erst später (wenn überhaupt) Ähnlichkeiten in den Blick genommen werden, scheint inzwischen eigentlich nur noch der umgekehrte Weg aussichtsreich, nämlich zunächst auszugehen von den Gemeinsam-

1 So macht etwa eine pure Übernahme und Fortschreibung der Text-Bild-Differenzen, wie wir sie zum Beispiel prominent in Lessings Laokoon-Schrift finden, ohne korrigierende Zusätze kaum noch Sinn. Entsprechende Forschungen haben längst gezeigt: Text und Bild spielen in den Grundfunktionen der Wahrnehmung teilweise sogar ununterscheidbar zusammen. Schon die Darbietung von Schrift kann mit einem wie auch immer literaturtheoretisch oder dekonstruktivistisch ausweiteten Text- bzw. Schriftparadigma nicht mehr hinreichend erfasst werden. Berechtigt erscheinen also, wenn auch nicht gänzlich neue, so doch erheblich verschärfte Zweifel an den umfassenden und exemplarischen Möglichkeiten der sprach-, text-, schrift- und literatur-basierten Lesbarkeit der Welt, ja an der Beibehaltung der Metapher der »Lesbarkeit« überhaupt – und zwar im Hinblick auf fundamentale Zeichenprozesse im Leben und konkret im Hinblick auf jetzt deutlicher werdende multimediale und intermediale Phänomene am Rande oder schon jenseits der buchstäblichen Zeichen. Genauere Angaben vgl. Bernd Scheffer, »Am Rande der buchstäblichen Zeichen. Zur Lesbarkeit/Unlesbarkeit der (Medien-)Welt«, in: *www.germanistik2001.de. Vorträge des Germanistentags*, hg. v. Hartmut Kugler u.a., Bielefeld 2003, Bd. 1, 485-502.

keiten jeglichen Zeichenhandelns, von den Gemeinsamkeiten des Medialen. Wer mit Unterschieden zwischen einzelnen Zeichensystemen oder einzelnen technischen Medien startet, mit unterschiedlicher Sinnproduktion und differenten Bedeutungsarten, bekommt bei grundsätzlichen, bei theoretischen Überlegungen dann das große Problem, gewollt oder ungewollt, dass sich diese Unterschiede im Vorlauf der Konzeptualisierung schon so verstärkt haben, dass dann kaum noch grundlegende Gemeinsamkeiten aller Zeichenprozesse erklärt werden können.

Die in den Kommunikations- und Medientheorien nach wie vor weitgehend ungeklärten Kommunikations-Krisen sprechen unbedingt dafür, schon auf basaler Ebene zwischen Produktion und Rezeption, genauer gesagt: zwischen »Kommunikation« und »Bewusstsein« fortlaufend strikt zu trennen. Nur wenn eine solche Trennung in der Theorie grundlegend verankert ist, besteht die Chance, von Anfang an die vielen Wirkungsprobleme vorzusehen (und gegebenenfalls zu erklären), die dann in jeder Medienpraxis notorisch auftreten. Wenn Kommunikation via Medialität in Bewusstsein wechselt, kommt nichts von der Kommunikation genau so »rüber« wie es dort war. Bewusstsein und Kommunikation müssen deshalb strikt voneinander getrennt werden, weil sich fortlaufend zeigt, dass Kommunikation *per se* ein »totales« psychisches (bewusstseinsmäßiges) Defizit hat, wie umgekehrt das Bewusstsein stets ein grundsätzliches kommunikatives Defizit aufweist.² Gelungene Kommunikation ist in der Tat jene Art von unvermeidlichem Missverständnis, das in einer bestimmten Situation nicht als solches auffällt, das in diesem besonderen Fall einmal keine Verständigungskrise auslöst. Doch Medialität und nur Medialität vermag über diese fundamentalen Defizite »hinwegzutäuschen« (und muss es auch fortlaufend). So haben Abgeschlossenheit, Un-einholbarkeit und Unhintergebarkeit des Bewusstseins Auswirkungen darauf, wie Medien prozessieren. Medien sind in hohem Maße dadurch charakterisiert, dass sie die Aporien des Bewusstseins aufnehmen, ihnen also entsprechen und sie in ihrem eigenen Vollzug prozessual auflösen.

... im Hinblick auf Beispiele (2):

Auf der Angebots-Seite tönen Fotos selbstverständlich nicht, schmecken sie nicht, riechen sie nicht, sind sie nicht zu ertasten, enthalten sie keine Wärme und keine Kälte, keine Schmerzen und keinen erotischen Reiz, keine Gefühle, aber: auf der Wirkungs-Seite sind sie unvermeidlich mehr

2 Vgl. Oliver Jahraus, *Literatur als Medium. Sinnkonstitution und Subjekterfahrung zwischen Bewusstsein und Kommunikation*, Weilerswist 2003.

als nur visuelle Zeichen. So gesehen kann man sagen, alle Medien sind bzw. wirken unvermeidlich ›multimedial‹ oder ›intermedial‹. Natürlich kann man, soll man, muss man Fotos auch technisch beschreiben und erklären, völlig unbestritten: ihre Hell-Dunkel-Verteilung, ihre Farben, ihre Schärfe-Verteilung, ihre Gegenständlichkeit, ihre Abstraktheit usw. – das ist notwendig, unbestritten, aber eben alles andere als hinreichend. Anders gesagt: Medien allgemein (und in diesem Fall: Fotos) sind materiell und immateriell zugleich, und selbstverständlich geht es hier vorzugsweise um den immateriellen Charakter von Medien, um die Bewusstseins-effekte von Medien allgemein.

Immer schon gab es in Bewusstseinsprozessen nicht nur ein ›Lesen ohne materiell präsenten Text‹, sondern vor allem auch ein ›Kino ohne Film‹. »Das Kino ist so alt wie der Mensch, der sein vorübereilendes Leben betrachtet, so alt wie unsere Eitelkeit, die vor dem Schlafengehen bei niedergebrannten Kerzen im Spiegel sich blickt. Ob Mysterienspiel, ägyptische Relieffolge oder chinesisches Makimono, es war Cinema.«³ Die Macht der Medien, speziell der Erfolg des Films und des Fernsehens liegt hauptsächlich darin, dass sie, darin schwerlich zu übertreffen, den Eigenschaften des Bewusstseins zutiefst entsprechen, dass sie das konkret realisiert haben, was immer schon als Spielmöglichkeit des Bewusstseins möglich war: Sich etwas vorzustellen, sich etwas auszumalen, sich etwas zu erträumen, einfach Wünsche zu haben und ihre Einlösung zu imaginieren – auf allen Sinnesebenen: multimedial, intermedial. ›Cyber-Sex‹ gab es auch schon vor der Erfindung der Elektrizität und der Elektronik. Augen konnten schon immer ›weit geschlossen‹ werden (vgl. *Eyes wide shut* bzw. A. Schnitzlers *Traumnovelle*). Immer schon standen Rauschmittel oder meditative Steigerungshilfen zur Verfügung. Die technische Konkretisierung von ›Cyber-Sex‹ durch Elektrizität und Elektronik ist zwar keineswegs unerheblich, aber sie erfindet die multimediale Imaginationsmöglichkeit nicht von Grund auf neu. Die technische Konkretisierung präzisiert die ohnehin möglichen Vorstellungen (übrigens auch mit allen denkbaren Enttäuschungen einer solchen Präzisierung), aber sie erzeugt nicht die Möglichkeit als solche. Die technische Konkretisierung ist insofern erheblich, als sie zu Überschreitungen der bis dahin geltenden physiologischen Affizierbarkeit durch Medien, der bis dahin geltenden Erregungs-Niveaus führt. Im Zuge der Verbreitung neuer Medien gibt es auf Seiten der Nutzer nicht unbeträchtliche Wahrnehmungs-Veränderungen, die zwar wenig an der physiologischen Basis der Sinne

ändern können, weil die Möglichkeiten der Augen und Ohren selbstverständlich nur in Grenzen flexibel sind, immerhin aber beobachten wir das reibungslose, unspektakuläre Verarbeiten von filmischen Schnittfrequenzen, deren Tempo in älteren Handbüchern noch als Überforderung beschrieben worden ist. So hat etwa die ästhetische Wahrnehmung von Videoclips (und später die an ihnen orientierte Werbung) die Schul(en)weisheit, dass Bild- und Schnittfolgen unter einer Sekunde weder zu verarbeiten noch zu verkraften seien, inzwischen gründlich widerlegt. Das Tempo der Video-Clips hat Angaben über die Attraktivität von Schnittfrequenzen widerlegt; die ›neuen‹ Ohren halten Töne aus, die jenseits der ›alten‹ Schmerzgrenzen liegen, und man kann den medialen Wechsel, der sich innerhalb der Generationen und der Gruppierungen zeigt, durchaus als ›Sinnenwandel‹⁴ beschreiben. Medienkunst verdeutlicht, dass Wahrnehmung, natürlich abgesehen von einigen Konstanten, immer dazu tendiert, weitaus mehr zu sein, als die zeitgenössische Erforschung von Wahrnehmung generell jeweils erfassen konnte und wollte.

Gleichwohl muss gelten, dass Medien, wie multimedial effizient sie auch sein mögen, nicht direkt ins Bewusstsein dringen: Kein Text, kein Bild, kein Musikstück, kein Film, kein Foto usw. kann un-übersetzt ins Bewusstsein eindringen, und die Übersetzung verändert das Angebot total. Bewusstsein kann Bilder nicht am Ort der Bilder selbst beobachten, nicht auf der Ebene von Farbflecken, von Zelluloid oder Pixeln. Ein vorgegebenes Medien-›Objekt‹ ist zwar als Anlass notwendig, um eine entsprechende Dynamik in Gang zu bringen, aber der Anlass erklärt nur zum wenigsten den Gesamtverlauf der Mediennutzung. Texte, Bilder, Töne ermöglichen immer nur den ›Start‹ eines Effekts, aber gerade nicht (und das ist das Kernargument) das ›Erreichen‹ des Gesamt-Resultats einer Mediennutzung. Die Erfassung der materiell greifbaren Zeichen ist selbstverständlich notwendig, aber sie ist alles andere als hinreichend. Medienangebote sind immer nur Vorformulierungen dessen, was sie restlos zu sagen und zu zeigen scheinen. Medienangebote sind selbst nur Vor-Formatierungen dessen, was sich restlos erst im Bewusstsein zeigt, und dort findet sich nichts Monomediales mehr.

Systemgrenzen, Medialität

Die Grenze zwischen einem Medien-Angebot, beispielsweise einem Foto, und dem, was dann im Bewusstsein anlässlich eines Fotos ge-

3 Carl Einstein, »Die Pleite des deutschen Films« (1922), in: *Kino-Debatte. Texte zum Verhältnis von Literatur und Film 1909-1929*, hg. v. A. Kaes, Tübingen 1978, 156.

4 Michael Giesecke, *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgesellschaft der Informationsgesellschaft*, Frankfurt/M. 1992.

schieht, ist unüberwindlich, ist total. Die Systemgrenzen zwischen Kommunikation und Bewusstsein sind absolut geschlossen, es geht nichts rein, es kommt nichts raus, die geschlossene Form hat auch keine Fenster. Und in dieser Hinsicht passiert also tatsächlich nichts, es passiert in anderer Hinsicht freilich doch etwas, denn schließlich können Medien-Angebote, können Fotos nicht nicht wirken, sie wirken also unvermeidlich. Die höchst indirekte Wirkung kommt zustande durch ›strukturelle Koppelung‹. Bewusstsein trifft auf ›stumme‹ Kommunikation und muss bzw. darf sie auf seine eigene Art ›zum Reden‹ bringen; und dass es die eigene Weise ist, macht die Mediennutzung so ungeheuer attraktiv: Bewusstsein ist ›uneinsehbar‹ für Kommunikation, kann von Kommunikation nicht observiert, nicht überwacht werden. Bewusstsein kann durch Medien nicht gleichgeschaltet werden; man muss (und kann) Phänomene sogenannter ›Massensuggestion‹ anders erklären.

›Strukturelle Koppelung‹

Medialität und nur Medialität leistet das freilich erforderliche ›Zusammenspiel‹ zwischen Bewusstsein und Kommunikation. ›Strukturelle Koppelung‹ verweist darauf, dass Bewusstsein und Kommunikation sich zwar nicht unmittelbar verbinden, sich zwar nicht in eins setzen lassen, sich zwar genau genommen auch nicht ›überbrücken‹ lassen, dass aber Bewusstsein und Kommunikation sich über Medialität gegenseitig zu jeweils eigenen, systeminternen Reaktionen veranlassen können, also parallele Prozesse koordinieren können, die vom jeweils anderen System angestoßen (aber eben auch nur angestoßen) werden. Die ›strukturelle Koppelung‹ von Bewusstsein und Kommunikation ist eine radikale und eben deshalb – gerade auch im Hinblick auf die Medienpraxis – äußerst brauchbare Lösung des Problems der Vermittlung. ›Vermittelt‹, ›mitgeteilt‹ (auch diese Bezeichnungen sind längst fragwürdig) werden so gesehen lediglich Anlässe, Anregungen, Impulse, Anstöße, Angebote. Medienproduktionen können, wie gesagt, bestenfalls erreichen, dass der Beobachter überhaupt reagiert, sie bestimmen keinesfalls die spezielle Art und Weise der jeweiligen Reaktion. Medialität macht aus der Trennung von Bewusstsein und Kommunikation das notwendige dreiwertige Modell. Kommunikation ist auf Bewusstsein angewiesen und umgekehrt. Bewusstsein und Kommunikation verhalten sich wie System und Umwelt. Auch Luhmanns soziologische Systemtheorie berücksichtigt durchaus ein, wenn auch sehr voraussetzungsvolles, Zusammenspiel zwischen System und Umwelt, zwischen gesellschaftlichen und psychischen Systemen, zwischen Kommunikation und Bewusstsein, eine gegenseitige Rei-

zung, zumeist ›Interpenetration‹ genannt, gegenseitige ›Irritationen‹ und ›strukturelle Koppelungen‹ der getrennten Systeme.⁵

Erst wenn man nicht mehr bei den Einzelmedien oder ihren multimedialen Vernetzungen, sondern so grundlegend wie nur irgend möglich ansetzt, erst wenn man etwa Medialität als die Koppelung der getrennten Systeme von Bewusstsein und Kommunikation versteht,⁶ erzielt man entscheidende Fortschritte auf dem Weg zu einer elaborierten und allgemein akzeptablen Medientheorie.

Medialität sieht von vornherein Multimedialität und Intermedialität vor

Wie erklärt man jene Dynamik, die offenbar nötig ist, um Zeichen erst für Zeichen- und Sinnprozesse zu präparieren, Zeichen also spezifisch zusammenzufassen, zu ordnen, zu formatieren und gegebenenfalls ihre technische Verbreitung zu ermöglichen? Wie erklärt man, dass Medien überhaupt hintereinander geschaltet werden können, dass es Intermedialität und Multimedialität ebenso gibt wie ›Remediation‹, die Bearbeitung eines Mediums in einem anderen Medium;⁷ wenn also einzelne Medien geradezu zum ›Inhalt‹ anderer Medien werden können?

- 5 Womit keineswegs gesagt sein soll, ›Interpenetration‹, ›Irritation‹ oder ›strukturelle Koppelung‹ meinten in der Systemtheorie restlos das gleiche. – Es gibt bei Luhmann in der Tat eine stattliche Reihe expliziter Hinweise auf dieses Zusammenspiel von Bewusstsein und Kommunikation. Von den zahllosen diesbezüglichen Statements Luhmanns, dass System und Umwelt eben doch nicht, jedenfalls nicht substantiell getrennt sind, sei wenigstens das folgende zitiert: »Es wird also nicht behauptet [...], die Systeme des Bewusstseins und der Kommunikation existieren substantiell getrennt. Ihre Getrenntheit ist auch nicht zu vergleichen mit dem Nebeneinander der Dinge im Raum [...]. Ihre Trennung beruht vielmehr allein darauf, dass die rekursiven Netzwerke, mit deren Hilfe die Operationen, aus denen diese Systeme bestehen, reproduziert und identifiziert werden, verschieden sind und nicht überlappen. [...] Erst wenn man diesen Sachverhalt hinreichend erfasst und beschrieben hat, kann man erkennen, wie Bewusstsein und Kommunikation dann doch einen notwendigen Zusammenhang (aber eben nicht: ein einheitliches System) bilden. Der Schlüssel dafür liegt im Begriff der strukturellen Koppelung. Denn es gilt gleichwohl: Ohne Bewusstsein keine Kommunikation und ohne Kommunikation kein Bewusstsein.« (Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1990, 37 f.)
- 6 Vgl. hierzu in Fortführung systemtheoretischer Überlegungen von Niklas Luhmann: Jahraus, *Literatur als Medium*; Siegfried J. Schmidt, *Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur*, Frankfurt/M. 1994.
- 7 Im Anschluss an Jay David Bolter / Richard Grusin, *Remediation. Understanding New Media*, Cambridge/Mass. u.a. 1999.

Je nach Perspektive wird man zwar sagen können und müssen, dass die Zeichen-Formatierungssysteme, die wir ›Medien‹ nennen, eine andere, in sich geschlossene Welt darstellen, aber Medialität ist keine Angelegenheit bestimmter einzelner, in einer Außenwelt angesiedelter Medien, sondern Medialität betrifft die Art und Weise des In-der-Welt-Seins, indem sie die Grundstrukturen des Zusammenspiels von Kommunikation und Bewusstsein beschreibt. Für Medialität gilt weiter:

- Medialität liegt *vor* jeder Bedeutungs-Trägerschaft einzelner Medien. Medialität ist zunächst frei von allen semiotischen, technischen, personellen oder ereignishaften Konkretisationen. Medialität ist somit noch kein, direkt auf Töne, Bilder und Schriftzeichen bezogenes Konzept, sondern geht ihm voraus. Nur so kann Medialität als das beschrieben werden, was Medien erst zu Medien macht.
- Hinweise auf die technischen Grundlagen der Medien, etwa von Sprache oder auf die technisch-maschinellen Gegebenheiten, auf die Apparate anderer Medien (Schrift, Buchdruck, Fotografie, Telegrafie, Film etc.) greifen zu kurz, jedenfalls wenn man Medienwirkungen erklären will. Medialität und einzelne Medien brauchen keine Apparate, keinen Strom- und keinen Netzanschluss. Multimedialität und Intermedialität müssen keineswegs immer nur an Materialität und greifbare Technik gebunden werden.

Wie also lassen sich einzelne Medien vorläufig bestimmen, was meint hier ›Medium? – Aufbauend auf den Grundbedingungen allgemeiner Medialität werden in einem Medium bestimmte Zeichen und Zeichengruppen (unter Ausschluss anderer möglicher Zeichengruppen) spezifisch zusammengefasst, geordnet, formatiert, für die ›Sinnkonstruktionen‹ des Bewusstseins präpariert.

... im Hinblick auf Beispiele (3):

Ist der Blick auf den Baum vor unserem Fenster ›medial? Ist er gar ›multimedial‹ und ›intermedial? Man muss diese Frage nicht unter allen Umständen mit einem hartnäckigen, trotzigem »Ja doch, gewiss!« beantworten. Auch wir können einen Baum sehen, ohne sogleich an Caspar David Friedrich oder an Goethes *Wanderers Nachtlied* (»Über allen Wipfeln ...«) zu denken. Doch jeder Blick über den Moment hinaus, jede intensivere oder gar nachdenklichere Betrachtung ist nur denkbar im Zusammenhang mit Gedächtnisleistungen: Auch der kurze Blick auf einen Baum wäre höchst verstört, würde er in unseren Breiten plötzlich eine Kokospalme erblicken. Wenn aber ein solcher Abgleich mit Gedächtnisleistun-

gen für jede Wahrnehmung oder zumindest für jede Wahrnehmung einer Wahrnehmung, also für Bewusstsein konstitutiv ist, dann ist dieses Gedächtnis von Bäumen (oder von sonst einem ›Gegenstand‹) nicht mehr zu trennen von all den Bäumen (und Gegenständen), die man gesehen hat, von denen man ›medial‹ gehört und gelesen hat, die uns in Zeichnungen und Gemälden, in Fotos und in Filmen begegnet sind oder über die man gesprochen hat, die man insgesamt längst mit allen Sinnen hervorgebracht hat.

*Medialität prozessiert ›Sinn‹;
sie prozessiert ihn ganzheitlich und lebensrelevant.*

Bewusstsein produziert in der medialen Kopplung mit Kommunikation unvermeidlich und unablässig Sinn. Der Sinnprozess macht das Prozessieren von Zeichen erst möglich (und nicht umgekehrt, wie zumeist angenommen). Zeichen können ausschließlich sinnvoll und gewissermaßen nur multimedial und intermedial vollständig prozessiert werden, immer nur mit einer Art von ›Weltgefühl‹, also dem täuschenden, aber gleichzeitig unvermeidlichen Gefühl, ein wenig mehr von der Welt zu erfassen, genauer gesagt: hervorzubringen als zuvor. Wegen der Trennung von Bewusstsein und Kommunikation wird es jetzt nicht nur möglich, sondern geradezu nötig, Bilder, Gestaltungen, Texte etc. im Hinblick auf Lebensbilder und Lebenstexte zu verstehen: Bilder und Texte werden zwar meistens von außen angeregt, aber zusammengesetzt werden sie (wie schon oft betont) ausschließlich intern, d.h. im Zusammenhang mit der jeweiligen Lebensgeschichte der jeweiligen Beobachterin, des jeweiligen Beobachters. Beobachter können immer nur das nehmen, was sie selber geben können und gerade auch geben wollen – im eigenen ›Lebensroman‹, was sie selber an Gedanken, Gefühlen und Sprache und Sinneserfahrungen im eigenen Lebensentwurf schon haben, was sie aktualisieren und erweitern können und vor allem – emotional – auch erweitern wollen.⁸

Medienereignisse haben so gesehen eine ›doppelte Urheberschaft‹: den Medienproduzenten (den ›Autor‹) und den Beobachter; ›doppelte Urheberschaft‹ deshalb, weil der zweite Urheber weitestgehend unabhängig vom ersten agiert. Der vorgegebene ›Gegenstand‹ zeigt nichts von sich aus, aber er verhilft dennoch dem zweiten Urheber, dem jeweils rezi-

⁸ Vgl. Bernd Scheffer, *Interpretation und Lebensroman. Zu einer konstruktivistischen Literaturtheorie*, Frankfurt/M. 1992.

pierenden Bewusstsein zu bestimmten Selbstbildern, die ansonsten eben nicht zu erreichen wären. Die Medien, die Werbung – sie alle bieten Spiegelungen und Störungen unserer eigenen Lebensbilder. Deshalb ›rühren‹ Bilder, ermöglichen ›Stimmungen‹ im Spektrum von Ermunterung und Angst, von Liebe und Hass. Folgt man diesem Vorschlag, dann wären auch alle Vorstellungen zu korrigieren, nach denen Bild-Objekte bestimmte konsistente Zeichen-Kombinationen mit konsistenter Botschaft aussenden, die uns dann über irgendetwas informieren. Es ist eher umgekehrt: Wir tragen bei Zeichen-Anlässen unsererseits Sinn und damit dann auch bestimmte Bedeutungen heran, und wir tun dies lebensbezogen. Medialität prozessiert nicht Zeichen pur, sondern Lebens-›Ideen‹. Wichtiger als die Materialität der Zeichen ist – jedenfalls in der hier vorgeschlagenen Perspektive – ihre Immaterialität.

In einer Grobskizze könnte man sagen: Kommunikation prozessiert materiell, Bewusstsein prozessiert immateriell (natürlich abgesehen davon, dass das Bewusstsein im Fall der Mediennutzung durch etwas Materielles irritiert wird und dass das Prozessieren des Bewusstseins eine physiologische und biochemische materielle Basis haben muss). Das Bewusstsein beobachtet die Bewusstseins-Effekte von Medialität – und entsprechend weniger Texte, Bilder oder Töne nur für sich genommen.

... im Hinblick auf Beispiele (4)

Haben wir nicht eine geradezu sinnliche, emotionale Gewissheit, dass unser Eindruck, den wir von Bildern so klar haben, wenig oder gar nichts mit den visuellen Zeichen zu tun hat, die angesichts von Bildern präsent sind; dass Musik, wenn sie bei uns angekommen ist, eben doch nicht mehr nur aus Tönen besteht, dass der interessantere Teil an jeder Literatur stets derjenige ist, der sprachlich überhaupt nicht erfasst wird. Wir lesen keine Buchstaben oder Wörter ›pur‹ und wir verstehen immer mehr als nur Wortbedeutungen, wir sehen keine Linien oder Farben pur und nicht einfach nur Bilder. Niemand ist fähig, Filme als transparent eingefärbtes Zelluloid oder als Pixel-Arrangement zu sehen. Dienen also die greifbaren Zeichen nur als Vehikel, als die berühmte Leiter, die dann wegzuerwerfen ist? Sind alle offenkundigen Zeichen nur Leitern, die keinesfalls die Plateaus definieren, die wir freilich nur mit ihrer Hilfe erreichen?

Nur mit der radikalen Orientierung auf das rezipierende Bewusstsein lässt sich erklären, warum Desemantisierung, Abschwächungen denotativer und referentieller Eigenschaften in der modernen und postmodernen Kunst überhaupt funktionieren können, warum nahezu ›inhaltsleere‹

Vorgaben (wie etwa in der Monochromen Malerei, in der Minimal Art) nicht nur rezipiert, sondern auch als ›große Kunst‹ akzeptiert werden können. Immaterielle Bewusstseinsprozesse werden paradoxerweise umso stärker hervorgerufen, je stärker ›inhaltslos‹ Materialität dargeboten wird: Gesteigerte Materialität unter Verzicht auf konventionalisierbare Sinnvorgaben kann geradezu eine Art von ästhetischem Schock auslösen (wie er etwa angesichts der Bilder Mark Rothkos berichtet wird): Schockartig tut sich die Kluft zwischen Kommunikation und Bewusstsein auf, wenn das Bewusstsein wenig hat, mit dem es das, was ihm passiert, an die Kommunikation zurückdelegieren kann.

Das, was sich anlässlich von Medienangeboten ereignet, übersteigt in jedem Fall das, was auf den materiell-greifbaren Zeichenebenen festzumachen ist. Die ›stärksten‹ Wirkungen anlässlich der Medienproduktion und Medienrezeption könnten ja durchaus gerade in jenen Resten liegen, die nicht auf den unmittelbar greifbaren Text-, Bild- oder Tonebenen deutlich werden, die nicht direkt zur Sprache oder zu Gesicht oder zu Gehör kommen (und die auch in den wissenschaftlichen Beschreibungen schwerlich zur Sprache gebracht werden können). Unsere sprachlichen Reflexionen der Musik, der Bildenden Kunst, des Films, auch Reflexionen über Mystik, sogar Reflexionen über Dichtung sind nicht nur riskant, sondern tendieren grundsätzlich dazu, sich zu blamieren, sich lächerlich zu machen; jede zweite Musikkritik und jede dritte Bildbeschreibung beweist das. Man ›spürt‹, dass im Bewusstsein alles ganz anders ist als in der Kommunikation, die es repräsentieren soll; man spürt, dass man gewissermaßen schlecht übersetzt, dass man, absurd genug, mit einem Thermometer Gewichte bestimmt. Freilich gibt es eben auch nur diese sprachliche Beschreibung, jedenfalls dann, wenn man sich überhaupt noch um Kommunikation und nicht nur tyrannisch ums eigene Bewusstsein kümmern will. Dass es einem bei Kunst und Literatur gelegentlich ›heiß‹ wird oder ›kalt den Rücken runter läuft‹, dass es einem jedenfalls ›die Sprache verschlägt‹, zeigt immerhin das u.U. sogar nützliche Fehlen der analytisch-routinierten Sprach-Antworten und Theorie-Antworten an – bezüglich dessen, was Medienprodukte angeblich machen.

... eine sensualistische Medientheorie?

Kann man eine von vornherein multimediale, intermediale, eine ›sensualistische‹ Medientheorie, eine ›sensualistische‹ Poetik oder Bildtheorie entwerfen? Natürlich hat auch diese Annahme, Dichtung bestehe eben doch aus (Lebens-)Ideen und nicht aus Worten, ihre Vorgeschichte.

F. Mauthner, zum Beispiel, schützt Dichtung vor seiner eigenen heftigen Sprachkritik mit einer kaum expliziten, aber implizit vielleicht doch spürbaren Annahme, Dichtung habe mit Sprache letztlich nur sehr wenig und nur sehr äußerlich zu tun, der interessantere Teil an jeder Dichtung sei stets derjenige, der sprachlich überhaupt nicht erfasst werde. »Denn der Dichter will immer nur Stimmungen vermitteln.«⁹ »Poesie ist Sinnenreiz durch Worte.«¹⁰ In die Überlegungen, die hier angestellt werden, könnten auch bestimmte Ausführungen von Foucault, Kristeva, Barthes oder Derrida aufgenommen werden. Stets geht es um eine Wiedereinholung dessen, was im offenkundigen Zeichenprozess ausgeschlossen bleibt. – Foucault stellt angesichts von René Magrittes *Ceci n'est pas une pipe* fest, dass Zeichen gar nicht das zeigen, was sie zu zeigen scheinen.¹¹ – Bei Kristeva bezeichnet das Semiotische einen prädifferentiellen Raum, der noch nicht sogleich ins Symbolische oder Sprachliche überführt ist. – Barthes (*Die helle Kammer*) versteht das »punctum« als »einen ekstatischen Moment«, in dem »Wirklichkeit nicht in ihrer Zeichenhaftigkeit, sondern in einer [...] nur sinnlich erfahrbaren Körperlichkeit wahrgenommen wird.«¹² – Derridas *différance* steht für eine Aufschiebung und Verschiebung der Distinktion von Zeichen und Bezeichnungen. Im Spiel der Differenzen gibt es nur Bewegungen des Bedeutens, immer nur ›Spur‹ zwischen Anwesenheit und Abwesenheit.¹³ – Auch der philosophische Gemeinplatz, dass ›Einbildungskraft‹ die Fähigkeit ist, Vorstellungen auch ohne Präsenz des Gegenstands zu haben, wäre nunmehr medial und semiotisch neu zu besetzen.

9 Fritz Mauthner, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, hg. v. Ludger Lüdtkehaus (Fritz Mauthner, *Das philosophische Werk; nach Ausgaben letzter Hand*, hg. v. Ludger Lüdtkehaus, Bd. II, 1-3), Wien u.a. 1999, 97.

10 Ebd., 98.

11 Michel Foucault, *Ceci n'est pas une pipe. Deux lettres et quatre dessins de René Magritte*, Montpellier 1973.

12 Roland Barthes, *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*, übers. v. Dietrich Leube, Frankfurt/M. 1989.

13 Jacques Derrida, »Die différance«, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, hg. v. P. Engelmann, übers. v. Gerhard Ahrens, Wien 1988.



Abb. 4: Costas Balafas: »Blindenschrift«

... zweifelhafte Dominanz von Sprache und Schrift

Die an Texten gewonnenen Beschreibungs-Möglichkeiten reichen für die Potentiale neuerer und neuester Medien, reichen für deren ›Multimedialität‹ und ›Intermedialität‹ weniger denn je aus. Es versteht sich von selbst, dass die Zeichenwelt weitaus mehr als nur die Sprach- und Schriftzeichen umfasst und dass diese anderen, zusätzlichen Zeichen auch nicht stets zurück in Sprach- und Schriftzeichen überführbar sind. Ein, wie auch immer ausgeweiteter text-orientierter Blick erfasst die neuen Medienphänomene immer nur gewissermaßen ›rückfällig‹ oder bekommt sie gar nicht erst zu Gesicht.

Mit erheblicher Skepsis gegenüber gängigen Äußerungen wie »alles ist Text« ließe sich immerhin der Kontext-Begriff ausweiten; denn spätestens die Kontexte, die zum Verstehen von Texten bzw. zum Verstehen von Bildern und Tönen gehören, umfassen multimedial und intermedial potentiell alle, mithin auch die gleichen Zeichensysteme. Längst werden die multimedialen Erweiterungen der Text- und Kontext-Konzepte praktiziert – mit Filmen, Fernsehen, Comics, Graffiti, Video-Clips. Multimedia-Installationen werden auch dort noch gelesen, wo sie nicht unmit-

telbar Text sind; es entstehen »Hybrid-Texte zwischen Schrift, Bild und Klang, die ausschließlich elektronisch produziert, gespeichert, verbreitet und rezipiert werden.«¹⁴

Zusammenfassung, Ausblick

Bei der medialen Koppelung von Bewusstsein und Kommunikation spielen stets verschiedene Zeichensysteme zusammen. Zweifellos verstärken die elektronischen Medien bestimmte Wahrnehmungsweisen und Kommunikationsformen und drängen dafür andere Wahrnehmungsweisen zurück; für die Übergänge von einer mündlichen zu einer schriftlichen Kultur ist dies vielfältig belegt worden.¹⁵ Es gibt indessen kaum noch das eine zu untersuchende Medium, sondern überall findet sich eine Vielzahl von zusammenspielenden Medien. Es ist sinnlos geworden, umfassendere medienwissenschaftliche Überlegungen monomedial verengen zu wollen.¹⁶ Stattdessen gilt es zu achten auf Sachverhalte, die mit Bezeichnungen wie Vernetzung, Netzwerk, Verflechtung, Verknüpfung, Mehrfachcodierung, Integration, Pluralität, Simultaneität, Rhizom, Hypertext etc. konnotiert werden. Die neuen Medien sind mit den alten Medien vielfältig und untrennbar verbunden – wobei die Bezeichnungen »alt« und »neu« oft ungerechtfertigt konfrontieren – aufgrund der immer schon, vor jeder technischen Konkretisierung gegebenen Multimedialität und Intermedialität des Bewusstseins.

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Medien, die doch fast überall als erheblich und als äußerst spezifisch ausgegeben werden, sind abgeflacht, wenn freilich auch nicht völlig verschwunden. Zweifellos gibt es Formen der Medienkonkurrenz, besonders in den Entstehungsphasen

14 Friedrich W. Block, »poesis. Internationale digitale Poesie«, in: *Schrift und Bild in Bewegung. Katalog der Ausstellungen, Installationen und Performances in München, Gasteig 27. Mai bis 16. Juni und in der Rathausgalerie 1. Juni bis 2. Juli*, hg. v. Bernd Scheffer, München 2000, 29.

15 Vgl. etwa Michael Giesecke, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt/M. 1991 oder ders., »Der Buchdruck und die Neuen Medien. Ein Kolonialreich bricht zusammen«, in: *Agenda 3* (1992), 16–19.

16 Dieter Hoffmann-Axthelm schreibt: »Es gibt keine Schdinge, keine Hör- und Geschmacks-, keine Riech- und keine Tastdinge, sondern einheitliche funktionale Ergebnisse der vereinten Sinnestätigkeit: Orientierung, Zielhandlungen, Gegenstandswahrnehmung.« (*Sinnesarbeit. Nachdenken über Wahrnehmung*, Frankfurt/M., New York 1984, 35).

neuer Medien, aber die Anschlussmöglichkeiten, die Koexistenzen und die Vernetzungen, die geradezu unauflösbaren Verbindungen von Schrift und Bild sind so vorherrschend, dass Lesen (im engeren Sinne) weder im guten noch im schlechten Sinne außer Konkurrenz läuft.

Wenig spricht für die gängigen einseitigen, falschen Prämierungen der Schriftkultur. Über solche, in der Praxis längst offenen Grenzen gleiten Medienproduzenten und Mediennutzer längst mühelos hinweg. Visuelle und Phonetische Poesie, Performances der Mensch-Maschine-Interaktion, wort- und gesangloses Tanztheater, vor allem aber auch Video- und Computerkunst sind derzeit aufschlussreicher als alle Veranstaltungen, die alte disziplinäre Grenzen einhalten.

Literaturverzeichnis

- Barthes, Roland, *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*, übers. v. Dietrich Leube, Frankfurt/M. 1989.
- Block, Friedrich W., »poesis. Internationale digitale Poesie«, in: *Schrift und Bild in Bewegung. Katalog der Ausstellungen, Installationen und Performances in München, Gasteig 27. Mai bis 16. Juni und in der Rathausgalerie 1. Juni bis 2. Juli*, hg. v. Bernd Scheffer, München 2000, 28–35.
- Bolter, Jay David / Grusin, Richard, *Remediation. Understanding New Media*, Cambridge/ Mass. u.a. 1999.
- Derrida, Jacques, »Die différance«, in: *Randgänge der Philosophie*, hg. v. P. Engelmann, übers. v. Gerhard Ahrens, Wien 1988.
- Einstein, Carl, »Die Pleite des deutschen Films« (1922), in: *Kino-Debatte. Texte zum Verhältnis von Literatur und Film 1909–1929*, hg. v. A. Kaes, Tübingen 1978.
- Foucault, Michel, *Ceci n'est pas une pipe. Deux lettres et quatre dessins de René Magritte*, Montpellier 1973.
- Giesecke, Michael, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt/M. 1991.
- »Der Buchdruck und die Neuen Medien. Ein Kolonialreich bricht zusammen«, in: *Agenda 3* (1992), 16–19.
- *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*, Frankfurt/M. 1992.
- Hoffmann-Axthelm, Dieter, *Sinnesarbeit. Nachdenken über Wahrnehmung*, Frankfurt/M., New York 1984.

- Jahraus, Oliver, *Literatur als Medium. Sinnkonstitution und Subjekterfahrung zwischen Bewusstsein und Kommunikation*, Weilerswist 2003.
- Luhmann, Niklas, »Was ist Kommunikation?«, in: *Information Philosophie I* (März 1987), 4-16.
- »Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt?«, in: *Materialität der Kommunikation*, hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht / K. Ludwig Pfeiffer, Frankfurt/M. 1988, 884-908.
- *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1990.
- Mauthner, Fritz, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, hg. v. Ludger Lüdtkehaus (Fritz Mauthner, *Das philosophische Werk; nach Ausgaben letzter Hand*, hg. v. Ludger Lüdtkehaus, Bd. II, 1-3), Wien u.a. 1999.
- Scheffer, Bernd, *Interpretation und Lebensroman. Zu einer konstruktivistischen Literaturtheorie*, Frankfurt/M. 1992.
- »Am Rande der buchstäblichen Zeichen. Zur Lesbarkeit/Unlesbarkeit der (Medien-)Welt«, in: *www.germanistik2001.de. Vorträge des Germanistentags*, hg. v. Hartmut Kugler u.a., Bielefeld 2003, Bd. 1, 485-502.
- Schmidt, Siegfried J., *Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur*, Frankfurt/M. 1994.